№ 50 — Neue Gartenlaube. — 1900

Beilage zum „Danziger Courier".

Nach Jahren.

Roman von Martin Bräuer. [11]

(Fortsetzung.)

Sie haben recht, Herr von Leuthold, sprechen Sie zuerst mit meinem Sohn und dann wollen wir diese Unterhaltung fortsetzen. Für mich wäre es ja entsetzlich, wenn ich den Sohn, den ich mehr geliebt habe wie alles in der Welt, den ich nicht in den Krieg ziehen lassen wollte, vor ein Kriegsgericht gestellt sehen müßte. Mein Gott, ein solches Ende, nach allem, was ich erduldet!"

Sie schirmte hier die Hand vor die Augen.

Leuthold war tief ergriffen und versuchte es voll aufrichtiger Teilnahme, die unglückliche Dame zu trösten. Aber die Mittel, die ihm hierfür zu Gebote standen, waren schwach und gering. Seine Worte waren wie taube Nüsse, ihnen fehlte der innere Halt felsenfester Ueberzeugung und zuletzt konnte er sich selbst der Befürchtung nicht entwinden, daß am Ende doch eine verhängnisvolle Schuld auf dem Kameraden liege. Das Verhalten der Mama drängte ihm ganz allein dieses Befürchten auf.

Zuletzt war er froh, daß sich ihm Gelegenheit bot, sich auf kurze Zeit von der Hausfrau zurückzuziehen, um sich, wie er sagte, sein Quartier im Hause des lieben Kameraden anzusehen.

Franz führte ihn in die Wohnräume, welche in der Beletage gelegen waren. Sie waren fast fürstlich ausgestattet und boten einen erquickenden Ausblick in den Park. Aber Leuthold kam nicht recht zum Genießen, die Möglichkeit der Schuld des Freundes stand ihm wie ein Gespenst vor Augen.

„Herr im Himmel," rief er sich zu, trat ans Fenster und starrte in den Park hinaus, „es wäre hart, wenn er, der Letzte, welcher aus dem Feldzuge heimkehrt, anstatt mit offenen Armen empfangen zu werden, mit dem Kriegsgericht Bekanntschaft machen müßte! — Nur zwei Dinge sind möglich," redete er sich ein, „entweder haben die Franzosen den Fall ganz gehörig zu verantworten



Graseck.

und dann wird ihnen die Geschichte teuer kommen, denn der Altreichskanzler läßt mit sich nicht spaßen, — oder er ist ein Ueberläufer, ein Verräter — und dann wäre es besser für Sierland, wenn er sich heute nacht noch erschießen würde!" — — — — — —

Noch eine Weile saß Freifrau von Sierland im Salon, nachdem der Offizier gegangen war. Sie dachte zurück an die Stunden der Geburt ihres Sohnes Alfred. Welch ein Jubel das war! — Mit welchem Stolz nahm der Vater seinen jungen Sohn in den Arm. Er wachte Nächte hindurch an seinem Bettchen und schien nicht müde zu werden, dem kleinen Sierland ins Gesicht zu sehen. Und doch schickte er ihn in den Krieg!

Welch ein Geschick, selbst auf diese Stunden des edelsten Familienglückes fielen Schatten. Die Hände, die diese Schatten warfen, gehörten einer Normand.

Das Angesicht der Witwe verhärtete sich auf einmal, sie erhob sich, preßte die Hand vor die Stirn und murmelte in sich hinein: „Aus den Händen einer Normand durfte ich ihn nicht zurückerhalten, — es wäre besser, er wäre geblieben bei Albersweiler!"

Sie verließ den Salon und begab sich in das Schlafgemach. Sie schloß sich dort ein, um nicht gestört zu werden, kniete am Koffer ihres Sohnes nieder und öffnete diesen.

Ein eigentümlicher Geruch stieg aus dem Koffer auf. Er war kaum zu ertragen und sie wich zurück. Die Knöpfe eines Soldatenrockes blitzten ihr entgegen. Sie überwand den Abscheu gegen den üblen Geruch und nahm den Uniformrock heraus.

Der Rock war zerfetzt, durchlöchert und mit rostbraunen Flecken bedeckt. Diese Flecken waren Blut.

„Mein Gott," rief sie aus, „diese Flecken kommen von ihm, es ist sein Blut."

Sie ließ den Rock fallen. Eine Brieftasche fiel heraus. Nicht den Rock, sondern die Brieftasche erkannte sie. Mit zitternder Hand griff sie danach. Sie war noch mit Karten und Briefschaften gefüllt. Auch sie waren mit den verhängnisvollen braunen Flecken bedeckt und verklebt. Sogar das Monogramm, welches sie selbst gestickt, war kaum noch sichtbar.

Neben dem Koffer kniend, breitete sie

die Brieftasche auf ihrem Schoß aus und nahm die Briefe und Visitenkarten zur Hand. Eine Karte entglitt dabei ihrer Hand und fiel vor sie auf den Boden. Sie las: „Albrecht von Leuthold.“

Es leuchtete jetzt freudig in ihren Augen auf. Sie entfaltete einen Brief, den sie selbst an ihren Sohn geschrieben und den er nie beantwortet. Immer hatte sie befürchtet, daß diese Zeilen, durch die Angst und Sorgen eines grenzenlos liebenden Mutterherzens zitterten, nicht in seine Hände gelangt seien; nun hatte sie den Beweis, daß er sie erhalten und gelesen.

Auch Briefe von seinem Vater, die sie sich fürchtete, auch nur zu lesen, nein, die sie nicht zu entfalten wagte, denn sie waren von geronnenem Blut verklebt.

Sie legte jetzt die Brieftasche mit allem, was darin war, auf den Boden, und widmete sich wieder dem offenstehenden Koffer. Ein Helm fiel ihr in die Hand; sie erinnerte sich dabei an die Erzählung Leutholds und fand thatsächlich die Oeffnung, durch die die Franzosenkugel gegangen war. Er mag eine Oblate darauf geklebt haben zu seiner Zeit, aber man fand keine Spur mehr davon. Bis zur Unkenntlichkeit entstellte wollene Unterkleider, die die Motten zerfressen, ein Paar Hosen, an denen noch der Ackergrund erkenntlich war, auf dem der junge Soldat die ermüdeten Glieder niedergelassen, nach heißen Kämpfen und ruhelosen Märschen, kramte die Witwe aus dem Koffer heraus und legte diese Dinge auf den Boden.

Klar stand es ihr wieder vor dem geistigen Auge, wie in den letzten Stunden des Ausmarsches eine alte Frau zu ihr kam und ihr geheimnisvoll ein Amulet anbot. Ein geweihter frommer Spruch, auf ein Blatt Papier geschrieben, sollte das Wunder bewirken können, den jungen Soldaten unverwundbar und kugelsicher zu machen. Ein Mutterherz hat das Bedürfnis, stark zu sein, im Glauben und Hoffen, selbst wenn das für nüchterne Menschen die Grenze des Begreifens weit überschreitet.

Sie erwarb das Amulet in den qualvollen Stunden von damals, wie Tausende von andern Soldatenmüttern auch, und bat nun Alfred, das wunderwirkende Blatt, auf der blanken Brust zu tragen. Gern folgte der junge Soldat, weil er sah, wie sich Glaube und Hoffen der Mutter an dies beschriebene Blatt Papier klammerte.

Ja, sie hat sich nicht getäuscht, das Amulet hat seine Wirkung gethan, ihr Sohn war zurückgekehrt. Gegen die Verführung der Normand freilich gab es kein Amulet.

Sie suchte danach, weil sie glaubte, daß es sich im Koffer finden müsse, falls Alfred es nicht jetzt noch auf der Brust trägt. Ein verrostetes Wehrgehänge nimmt sie jetzt aus dem Koffer und — an einer Schnalle hängt das blaue Band, mit dem vergilbten Amulet.

Da pocht Hertha leise an die verschlossene Thür an. Sie hat jedenfalls erfahren, daß Mama sich hier befindet.

„Störe ich, Mama? — Herr Premierleutnant von Leuthold wird mit uns das Abendbrod einnehmen, nicht wahr?“

„Ich komme sofort, Hertha,“ gab diese zurück, legte das Wehrgehänge mit dem Amulet auf den Boden und erhob sich. — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Das Schlafzimmer stand die ganze Nacht offen. Der Frührotschein bricht sich Bahn durch die taufeuchten Zweige und Blätter des Laubwerkes des Parks. Auf dem Bette des verstorbenen Freiherrn von Sierland liegt ein junger Mensch. Der interessante Kopf ist in die seidenen Kissen gedrückt und die rechte Hand beschirmt die Augen.

Der Morgenstrahl gleitet bis vor das Bett, die durchfeuchtete kühle Luft weht ihm über das halbverhüllte Gesicht. Von draußen dringt Finkenschlag herein, Amseln rufen. Aus dem Pflanzengarten herauf bringt dann und wann die Stimme eines Gärtners herauf, der mit irgend jemand spricht.

Dieser junge Mensch, dessen Hand auf der Stirne zuweilen zuckt und unruhig emporfahren will, ist der neue Sohn des Hauses, — Alfred von Sierland. Er ist vollständig angekleidet und auf dem kostbaren Nachttisch nebenan liegt sein Hut.

Vor Tagesanbruch mag er sich aufs Bett geworfen haben, um einen kurzen Schlummer zu finden. Aber er schläft nicht. Es ist ein Hindämmern zwischen Wachen und Träumen, das ihn umfangen hält. Er hört die Stimmen im Park, den Gesang der Vögel und weiß, daß die Morgensonne ins Zimmer herein scheint. Sehen mag er das Frührotgold nicht, fest hält er die Augen geschlossen.

Schon zweimal war Franz im Zimmer, um nach seinem jungen Herrn zu sehen. Alfred hörte ihn kommen, merkte ganz klar, daß der Diener bis ans Bett sich heran schlich, um nach seinen Atemzügen zu lauschen, aber er rührte sich nicht und blieb, wie in einen tiefen Schlaf versunken liegen. Er hörte auch, daß Franz einen Versuch machte, das Fenster zu schließen, denn die feuchte kühle Morgenluft kann ja unmöglich gesund sein, aber er stand von diesem Vorhaben ab, weil er ja nicht wußte, ob es nicht die Gewohnheit seines Herrn sei, bei offenem Fenster zu schlafen.

So wandelten Stunden dahin. Diese Ruhe ist ihm ein Bedürfnis, nicht für seinen Körper, sondern für sein Gemüt, für sein Herz, für seine Seele. Er denkt nicht einmal, denn er kann es nicht und will es nicht, bleischwer liegt es ihm im Gehirn.

Auf einmal fährt er jäh aus seinem lethargischen Zustand auf. Er hörte die flüsternde Stimme der Freifrau im Nebenzimmer. Jetzt regen sich wieder in ihm die Lebensgeister, aber nur um ihn zu quälen mit bangen Fragen. — Sie selbst wird ihm jetzt sagen, was das rätselhafte Gesicht ihm aus dem Park heraus zugerufen: „Geh, Du bist kein Sierland!“

Er hatte die Hand von der Stirn genommen und blickt sich mit den geröteten Augen wirr und unruhig im Zimmer um, da hört er, wie sich eine Hand auf die Klinke der Thür legt, die ins Nebenzimmer führt. Sofort legt er die Hand wieder übers Gesicht und bleibt regungslos liegen. Es ist der Mangel an Mut, der ihm dieses Verhalten diktiert, er wagt es nicht, bei dem Leuchten des Frührotscheins, der Freifrau in die Augen zu sehen.

„Mutter,“ stöhnte er dabei in sich hinein, „hole mich wieder, wenn Du eine Mutter bist!“

Er hört wie die Thüre geöffnet wird und erratet, daß jemand auf der Schwelle erschienen und zu ihm herüber blickt. Er bemüht sich tiefen Schlaf zu heucheln, aber alles in ihm ist in Aufruhr, seine Pulse fliegen wie im Fieber.

Leise tritt Freifrau von Sierland ins Zimmer, sie ist es, er täuscht sich nicht. Franz folgt ihr, er erkennt ihn am Tritt. Gewiß hat er die Herrin herbeigerufen. Wie erstarrt liegt Alfred da, bemüht, sein Gesicht nicht blicken zu lassen.

„Mein Gott, er liegt angekleidet auf dem Bette, bei offenem Fenster,“ tadelt die Witwe den Diener, „es könnte das sein Tod sein.“

„Verzeihung,“ entgegnete Franz, „ich bin mit den Gewohnheiten des gnädigen Herrn noch zu wenig vertraut. Auch konnte ich es nicht wagen, Vorstellungen zu machen, weil es ja auch die Gewohnheit des hochseligen Herrn war, angekleidet auf dem Bette liegend, die Nacht zu verbringen.“

Wie wenn ihr ein Stich durchs Herz gegangen, starrte sie den Sprecher an.

„Davon wußte ich nichts,“ sagte sie tonlos.

Ohne auch nur zu ahnen, welchen wunden Punkt er im Herzen seiner Gebieterin berührt, fuhr Franz leise, nur um sich zu rechtfertigen fort:

„Der hochselige Herr schlief nie des Nachts. Er wanderte immer ruhelos umher, im Hause, im Park und erst wenn der Tag graute, warf er sich ganz so wie der junge Herr aufs Bett und versuchte zu schlafen.“

Sie preßte beide Hände aufs Herz, setzte sich auf einen am Fußende des Bettes stehenden Stuhl und blickte ihren Sohn an.

„Ich habe den heimgegangenen Herrn oft gebeten, von diesen Gewohnheiten abzulassen, wegen der Gesundheit, denn er war immer so bleich, wenn er so eine Nacht durchwandelt hatte, aber er meinte, nur dem Glücklichen gehört alles in dieser Welt, selbst der Schlaf.“

Die Freifrau preßte die Hände an die Schläfe. Oh, Gott, und dieser Mensch ahnt nicht einmal, was seine Worte für sie bedeuten!

„Nur einmal konnten wir den verstorbenen Herrn zu Bette bringen, und zwar kurz vor seinem Heimgang, als wir ihn unten vor einer Thüre liegen sahen.“

Jäh fuhr jetzt die Freifrau auf. Eine Weile blickte sie dem Diener in die Augen, als ob sie auf dem Grunde seiner einfältigen Seele lesen wollte, dann warf sie mit fast bebender Stimme die Frage hin: „Vor welcher Thüre?“ Auch davon erfuhr ich nichts.“

„Der gnädige Herr verbot es streng, darüber zu sprechen, — es war vor Ihrer Thür, gnädige Frau. — Es ist die zweite Thüre links, am unteren Korridor, die in die Wohnstube der gnädigen Frau führt. Er lag hier die ganze Nacht und war erstarrt, als wir ihn forttrugen. Gewiß war das der Anfang seiner schweren Krankheit.“

Das Haupt der unglücklichen Witwe sank in die Brust. Vor ihrer Seele erschien der Gatte, der schöne, stolze Mann, — den sie zurückgestoßen, weil sie es ihm nie verzeihen konnte, daß er ihren Sohn in die Schlachten geschickt, daß eine Normand einst seine Hand berührt. — Er lag, ein Bittender, vor ihrer Thüre, — oh Gott, und sie erfuhr es nicht!

Mit einer Handbewegung ist Franz entlassen und er geht unter dem Druck des dumpfen Gefühls, daß er da etwas Verhängnisvolles gesagt haben müsse.

Und noch immer rührt sich der mutlose Schläfer nicht, den doch die fast laut gesprochenen Worte des Dieners längst aus dem Schlafe geweckt haben müßten. Kein Auge wendet die Freifrau von seiner Gestalt. Er liegt da, wie erstarrt, fast gerade so, wie einst der Vater vor ihrer Thüre.

Sie richtet sich auf und beugt sich über ihn. Und jetzt wird sie von dem Verlangen gepackt, am Sohne gut zu machen, was sie am Vater verschuldet.

Erschrocken fuhr Alfred auf, denn darauf war er nicht vorbereitet. Er starrt sie an mit unsicherem lauernden Blick und dieser Blick ist es, der sie zu sich selber bringt. Befremdend weicht sie von ihm zurück und eiskalt rinnt es durch ihre Seele.

Sie wendet sich jetzt von ihm ab und von der Furcht beherrscht, daß der Sohn ihr nachkommen könnte, eilte sie hastig ins Nebenzimmer zurück.

Dort angekommen, wurde es ihr erst bewußt, daß sie vor ihrem eigenen Kinde geflüchtet war. Sie wurde irre an sich selbst und wandelte weiter durch die Gemächer ihres Gatten, die sie elf Jahre nicht betreten hatte.

Als sie in ihren Wohnräumen angekommen, glaubt sie erkannt zu haben, was das Befremden zwischen Mutter und Sohn gezeitigt. Der tote unversöhnte Gatte steht zwischen ihr und Alfred, gestand sie sich, und ist es bestimmt, daß ich mein Verschulden durch Entsagen büße, dann will ich es.

„Ich habe ihn unter dem Herzen getragen, ich habe ihn geliebt bis zur Abgötterei, um dann übermenschlich für ihn zu leiden. War das meine Sünde, dann will ich sie büßen, ohne zu murren, um des Toten willen."

An diesem kranken Gedanken klammert sie sich fest, in ihm fand sie ein Körnchen Trost.

Und gerade jetzt kam Hertha zu ihr ins Zimmer geschlüpft. Man sah ihr an, daß sie sich in größter Eile angekleidet, um die Mama aufzusuchen, vielleicht weil sie erfahren, daß diese in aller Frühe bei ihrem Bruder Alfred war.

„Du warst schon bei Alfred, Mama? Sage mir, wie geht es ihm, befindet er sich wohl?"

Sie zog ihre liebliche Tochter an sich heran und küßte sie. Sie dachte dabei zurück, wie sie Hertha vernachlässigt in all' den Jahren, wie sie dieses Kind oft rauh von sich stieß, sobald sie erfahren, daß Hertha wieder heimlich beim Vater war. Ja, jetzt erst öffnete sich ihr voll und ganz das Mutterherz, nachdem Alfred, der verschollene Alfred zurückgekehrt war.

„Ja, ich war bei ihm, mein Kind," sagte die Mama leise, „er ist indessen in den elf Jahren so ganz anders geworden, so anders, daß ich ihn nicht mehr erkennen kann. Ich fürchte mich sogar, ihm abermals zu begegnen. Es liegt etwas in seinem Wesen, was mich zurückstößt."

Sie hielt inne, weil sie sah, daß Hertha an ihr irre wurde und sie erstaunt ansah.

„Sprich darüber nicht, hörst Du, sage es niemand," bat sie, „ich will mich bemühen, ihn lieb zu haben, denn er ist ja mein Kind. Und gewiß, es wird mir schon gelingen mit der Zeit. — Ich war immer eine rätselhafte Mutter," gestand sie der Tochter ein, „und verstehe mich heute weniger denn je."

„Das hat uns die Normand gethan, Mama," gab Hertha leise zurück und senkte den Blick, „aber ich werde ihn um so inniger lieben, ich werde stolz auf diesen Bruder sein, der viel schöner ist, als ich je zu denken gewagt."

„Meine liebe Hertha," entgegnete die Freifrau, „ich fühle es gerade jetzt, wie weit ich mich von Alfred entfernt. Die Wüstenei von elf Jahren liegt zwischen uns. Sei Du meine Führerin, Hertha, denn ich habe kein Vertrauen mehr zu mir selber. Du warst die natürliche Brücke, über die ich den Weg zu Deinem Vater hätte finden können, ich betrat sie aber in meiner Unversöhnlichkeit nicht und das ist die Schuld, die mich niederdrückt."

„Laß den Papa ruhen, Mama," flehte Hertha, „er hat uns geliebt, und wenn er mir einen zärtlichen Kuß geschenkt, dann galt er Dir. — Alfred aber soll auch für Dich nicht verloren sein. Ich will Dir schon den Weg zeigen, der zu seinem Herzen führt. Die Spuren, die die Normand bei ihm hinterlassen, werden sich verwischen, werden vergehen und dann gehört er wieder uns, uns ganz allein."

Inzwischen ging Alfred von Sierland



Das Ruhehaus für Musiker in Mailand.

Es ist ein Vorzug unsrer Zeit, daß der Künstler nicht wie früher in seinen alten Tagen sorgen und entbehren muß, sondern die liebende Hand seiner sich annimmt. In diesem Sinn ist auch das Mailänder Ruhehaus gebaut worden. Die Hauptfassade, die in ihrem untern Teil dunkel gehalten ist, besteht vom ersten Teil aufwärts aus hellleuchtenden Ziegeln. In der Mitte des ersten Stocks befindet sich ein großer Balkon. „Ruhehaus für Musiker" ist die Inschrift des Baues. Derselbe wird bei seiner Eröffnung sechzig Männer und vierzig Frauen aufnehmen können, aber die Renten, über die das Institut dank der Freigebigkeit seines Gründers verfügt, sind so groß, daß in nicht so langer Zeit die Zahl der Insassen bedeutend erhöht werden kann. Unter dem Betsal im Erdgeschoß liegt eine kleine Kapelle mit sechs Wölbungen, die von Marmorsäulen getragen werden. Hier will Guiseppe Verdi, der große Komponist und Schöpfer der herrlichen Opern „La Traviata", „Rigoletto", „Aida", „Othello" und „Falstaff" einst seinen letzten Schlummer träumen.

im Schlafgemach des verstorbenen Freiherrn unruhig einher, wie wenn ihm der Boden unter den Füßen brenne. Nur ein Gedanke beschäftigte ihn, der Gedanke zur Flucht.

Nach der zweiten Begegnung mit der Freifrau war er überzeugt, daß diese ihn nie und nimmermehr als ihren Sohn anerkennen würde und folglich lag sein Heil in der Flucht.

Gegen die Normand empfand er jetzt nur das Gefühl der Bitterkeit, des Hasses. Erst jetzt wurde ihm die Größe des abscheulichen Verbrechens klar, zu dem sie ihn erzogen.

Entschlossen trat er an den Waschtisch, befeuchtete sich das blutleere, übernächtige Gesicht mit dem Schwamm, strich sich die Haare aus der Stirne und nahm seinen Hut. Der Weg aus der Villa hinaus wird sich finden lassen. Wie ein Alp liegt hier alles auf ihm, er kann nicht atmen und selbst der Gedanke an Hertha wird ihm zur Qual. Er denkt an die Begegnung mit der Normand, seiner Mutter. Zorn tobt in ihm auf und mit geballten Fäusten wird er vor ihr erscheinen.

Leise tritt er an die Thüre und lauscht. Er möchte am liebsten über den Korridor hinweg, die Treppe hinunter ins Freie stürzen, um nicht mehr rückwärts zu blicken, aber immer wieder hört er dort Menschen hin und her eilen und ist überzeugt, daß Franz ihm sofort entgegen kommen wird, sobald er sich zeigt.

Aber unbemerkt will er entkommen, unverfolgt, ohne daß man weiß, wohin. Im Hause wird es immer lebhafter, er verzweifelt an seinem Entschluß. Nein, auf den Korridor kann er sich nicht wagen, Hertha, oder gar der fatale von Leuthold könnte ihm begegnen.

Er irrt ans Fenster, beugt sich über die Brüstung und erwägt einen Sprung in die Tiefe. Wie ein Glück mutet es ihn an, daß sich keine Menschenseele im Park befindet, selbst die Alte mit dem Gartenmesser kann er nicht entdecken. Nun findet er auch, daß die Rebenspaliere bis dicht ans Fenster heraufreichen, und nun weiß er den Weg zur Flucht.

Entschlossen, zuletzt mit einer wahren Hast, setzt er sich auf die Brüstung, schwingt die Beine nach außen und erreicht mit den Füßen die oberste Latte der rebenumrankten Spaliere.

Und gerade jetzt tritt Premierleutnant von Leuthold ins Zimmer.

Leuthold sieht das Brustbild des jungen Mannes im Rahmen des Fensters und steht einen Moment wie angenagelt da, dann aber stürzt er auf den Flüchtling zu und hält diesen, sich über die Brüstung beugend, mit beiden Armen fest.

(Fortsetzung folgt.)



Graseck. Alle, welche die Oberammergauer Passionsspiele in diesem Jahre besucht haben, werden sich nicht die Gelegenheit haben entgehen lassen, das nahe gelegene Partenkirchen mit seiner reizenden Umgebung kennen zu lernen. Eine Sehenswürdigkeit ist dort die wild zerklüftete Partnachklamm mit dem darüber gelegenen stillen Graseck, wovon uns A. Achleitner heute eine kleine Skizze giebt. (Siehe 1. Seite.)



Morphiumsucht. Gegen jene furchtbare Krankheit, die Morphiumsucht, die oft mit Wahnsinn und Tod endigt, und die viel weiter verbreitet ist, als man bisher angenommen, ferner gegen Trunksucht und alle schweren Nervenkrankheiten will der englische Arzt Dr. Macleod ein Heilmittel im Brom gefunden haben. Daß Brom und seine Salze eine einschläfernde Wirkung ausüben, war ja längst bekannt, aber die ganz merkwürdigen Kuren, die besagter Arzt in China vermittelst Bromsalzen an Opiumrauchern und ähnlichen Kranken vorgenommen, haben die Aufmerksamkeit der medizinischen Welt von neuem auf das Brom gelenkt. Es dürfte bekannt sein, daß viele vornehme englische Damen, die in Indien und China leben, sich heimlich der Leidenschaft ergeben haben, Kölnisches Wasser zu trinken, welches bekanntlich hochgradig alkoholhaltig ist und mit den allerschwersten Liqueuren wetteifern kann. Um sich vor den schrecklichen Folgen dieser heimlichen Leidenschaft zu retten, nahm eine solche Dame, man weiß nicht auf wessen Rat, 75 Gramm Brom. Man glaubte, als die Dame in einen todähnlichen Schlaf versunken war, an eine Vergiftung und rief den Arzt Dr. Macleod. Dieser berichtet nun über den Fall im „Britisch Medical-Journal“: „Ich fand die Patientin im tiefsten Bromschlafe liegend vor. Der Schlaf währte schon neun volle Tage. Es war mit den stärksten Mitteln nicht möglich, die Kranke auch nur auf Momente aus dem Schlummer zu wecken. Die Gehirnthätigkeit schien vollständig aufgehört zu haben und das Krankheitsbild war das einer Verscheidenden. Der Ruhezustand war ein denkbar vollkommenster. Weder Lärm noch Licht machten irgend welchen Eindruck und die Nerven der Patientin waren vollständig empfindungslos geworden. Da die Körperwärme sehr herabgesunken war, flößte ich ihr unter großer Schwierigkeit Milch ein. So gelang es mir, die Körperkräfte vor dem Verfall zu schützen und hatte zuletzt die Freude, die Dame nach einem vierzehntägigen Schlaf erwachen zu sehen. Sie war alsbald wieder vollständig normal, die Nervenschwäche und mit dieser die Leidenschaft für den Genuß des Kölnischen Wassers war vollständig verschwunden. Nach diesem merkwürdigen Ergebnis des Bromschlafes behandelte ich eine im höchsten Grade morphiumsüchtige Dame mit Brom. Alle zwei Stunden reichte ich ihr in einem Glase Wasser eine Dosis Brom von 8 Gramm und setzte auch am folgenden Tage diese Verordnung fort, bis Schläfrigkeit eintrat. Die volle Wirkung zeigte sich erst 24 Stunden nach Eingabe der letzten Dosis. Als die Dame wieder aus dem Bromschlaf erwachte, war sie vollkommen von ihrer Morphiumleidenschaft geheilt.“ Dr. Macleod führt noch eine ganze Reihe ähnlicher Behandlungen an und spricht zum Schluß die Erwartung aus, daß das angeführte Heilmittel auf dem Wege sich befinde, ein Segen für die leidende Menschheit zu werden.

Eine neue Obstsorte. Berechtigtes Aufsehen erregte jüngst in London ein Obstzüchter, dem es gelungen, eine neue Beerenart zu züchten und diese der Königlichen Gartenbaugesellschaft vorzuführen. Es handelt sich um eine Kreuzung der Himbeere mit der gemeinen Brombeere, die der Züchter „Mahdi“ getauft. Die Frucht gleicht mehr der Brombeere und wird auch wie diese kultiviert. An Geschmack ähnelt sie der Tau- oder Heckenbeere mit einem matten Anflug des Himbeergeschmacks. Da sie reichlich trägt und in der Zeit reift, in der die Himbeere vorbei, die Brombeere aber noch nicht reif ist, so dürfte ihre Zucht sehr vorteilhaft sein.

Prompte Auskunft.

„Sag' mal, mein Lieber, hast Du keinen Hasen laufen sehen?“
„An' Hosen?“
„Ja.“
„An' großen Hosen?“
„Ja.“
„Freili', geg'n Wald zu is' er g'lauf'n.“
„Wann denn?“
„A' etli' vierzehn Tag wird's scho' sei'.“

Bei einem Damenabend im berühmten „Malkasten“ in Düsseldorf tauchte da ein fremder Mensch von ungewöhnlich hoher Figur mit einem charakteristischen von einer wahren Löwenmähne umrahmtem Kopf auf. Das gebräunte Gesicht, die dunklen, fast nachtschwarzen Augen, der schäbige Sammetrock im Bunde mit den hohen, stark abgetragenen Reitstiefeln mochte das berechtigte Bedenken des Portiers erregt haben, denn dieser fixierte den sonderbaren Ballgast, der mit seinem nußbraunen wirren Bart und seiner grellroten Kravatte recht melancholisch drein sah, und fragte ihn nach seinem Begehr. „Ich bin zum Damenball geladen,“ versetzte dieser bescheiden, „melden Sie mich, ich heiße Munkacsy“. „In diesem Aufzug?“ fragte der gestrenge Hüter des Lust- und Freudentempels zurück, „thut mir leid, mein Herr, hier erscheint man im schwarzen Frack, nicht aber in Reitstiefeln.“ „Hab' ich doch nicht Geld für schwarzen Frack,“ klagte der junge ungarische Maler, der sehr mangelhaft deutsch sprach. Dann aber richtete sich der Künstler hoch empor, warf dem Saalhüter einen verächtlichen Blick zu und schritt stolz wie ein beleidigter König aus dem Hause der Kunst hinaus. Noch ein ganzes Jahr mußte der nachmals so berühmte Künstler mit bitteren Entsagungen kämpfen, den schäbigen Sammetrock, die Reitstiefel und die rote Kravatte tragen, bis er sein epochemachendes Bild — „Der letzte Tag eines Verurteilten“ — ausstellte und damit sein Glück machte. Der bekannte Kunsthändler Goupil kam direkt aus Paris und kaufte nicht nur dieses Bild, sondern bestellte auch noch ein zweites und setzte sich in den Besitz fast sämtlicher Skizzenblätter Munkacsy's. Nun ging unser Künstler in prächtigem ungarischen Rock mit Quasten einher, kaufte sich Lackstiefel und trug Handschuhe von der zartesten Färbung. Bis dahin hatte Munkacsy noch nie eine Uhr besessen, jetzt aber kaufte er sich gleich zwei goldene Uhren und trug sie beide, so daß von jeder Westentasche herunter eine dicke Uhrkette baumelte. Er liebte Juwelen und kaufte sich entzückende Busennadeln und Ringe, ja zuletzt sogar ein Reitpferd. Nun war die Zeit gekommen, in der der Saalhüter vom Malkasten seine tiefsten Bücklinge vor Munkacsy ausführte und ihm beide Flügelthüren zugleich aufriß, sobald er erschien.

Kreuzrätsel.

(Mit vier einsilbigen Wörtern auszufüllen.)

1	2
3	4

1 Fluß in Deutschland.
2 Getränk.
3 das, was der Seemann nach einer stürmischen Fahrt ersehnt.
4 etwas Zerbrechliches.
1 und 2 ein beliebter Wein.
1 und 3 schöne Gegend Deutschlands.
2 und 4 Gebrauchsgegenstand.
2 und 3 ein schönes Land.
3 und 2 Getränk.

(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Erklärung des Vexierbildes

aus voriger Nummer:

Es geht um! Wo ist das Gespenst? Wir begreifen den Schreck und die Aufregung des Hausmichel, der mit der Stalllaterne nach dem klapperbeinigen Gespenst sucht, von dem er weiß, daß es da sein muß, denn er hat es selbst rumoren gehört. Freilich, wenn er wüßte, daß es ihm schon beinah auf dem Buckel sitzt! Dicht hinter ihm, aus dem Heuverschlag, streckt es den fürchterlichen Kopf mit der Gespenstermütze heraus. Die Klapperbeine mit dem Gespensterleib sind schon dicht hinter ihm. Ob der arme Hausmichel diesmal glücklich vom Heuboden herunter kommt, ohne daß das Gespenst ihn erwischt, wer kann das sagen.

Silben-Rätsel.

Aus nachstehenden 17 Silben:

an ber da e el gi go i lo ma ment ne nu ran re tha va

sind sechs Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben je eine deutsche Stadt ergeben. Die Bezeichnungen der Wörter sind: 1. Weiblicher Vorname. 2. Männlicher Vornahme. 3. Heeresabteilung. 4. Landschaft in Afrika. 5. Hochland in Asien. 6. Nordamerikanischer Freistaat.

Anagramm.

Wir sind von Menschen sehr begehrt
Und haben hohen Nahrungswert.
Einst kauft' uns ein flotter Handelsmann
Und trug uns auf den Markt sodann.
Worauf? — Auf uns selbst, nachdem uns das Haupt
Mit einem kühnen Schnitt geraubt
Und hinter das letzte Zeichen gestellt.
Nun rathe Du, mein Rätselheld!

(Auflösungen folgen in nächster Nummer.)

Auflösungen aus voriger Nummer:

der Schachaufgabe:

1. Tf1—d1 b4—b3
2. Lf4—g3 b3—b2
3. Lg3—e1 Lg1—beliebig
4. Le1—f2 † matt;

der Rätselfrage: **Walther von der Vogelweide**; des Rätsels: **Einhorn — ein Horn.**

Verantwortl. Redacteur C. Fischer, Berlin-Charlottenburg.
Druck und Verlag von
Ihring & Fahrenholtz. Berlin S. 42. Prinzenstr. 86.